

beziehungsweise

NOVEMBER 2009

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG

WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- 1 **THEMA** Die matriachale Familie
- 2 **KOLUMNE** Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen... Wenn Zeit relativ ist
- 4 **BUCH** Die verlorene Kindheit
Kinderarbeit im 19. Jahrhundert
- 5 **SERIE** Ernährung. Gender Food
- 6 **REZENSION** Mutterliebe auf dem Prüfstand
Annäherung an ein Tabu
- 8 **SERVICE termin:** Familienpolitische Fachtagung
buch: Essalltag in Familien
termin: Podcast & Flash Award 2010

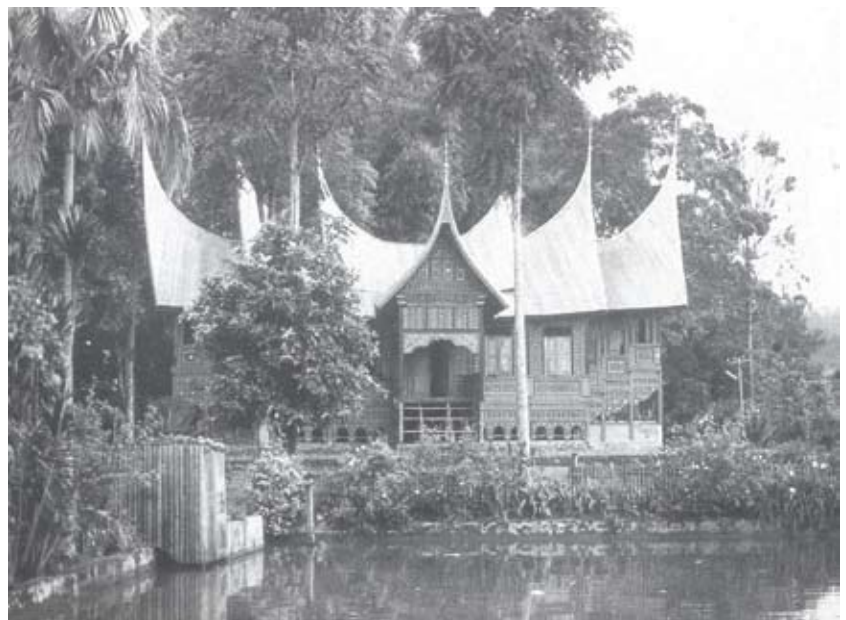
THEMA

Die matriachale Familie

VON MARIAM IRENE TAZI-PREVE

Erstaunlich wenig verbreitet ist im Allgemeinen das Wissen um matriachale Gesellschaften. Es wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass die uns bekannte Form der Groß- oder Kleinfamilie historisch und weltweit Allgemeingültigkeit besitzt. Außerdem existiert eine irreführende Vorstellung davon, was Matriachate bedeuten soll, nämlich angeblich die Herrschaft der Frauen. Von all dem muss sich der Leser und die Leserin nun gedanklich verabschieden. Beginnen wir bei der Begriffsklärung. Etymologisch setzt sich der Begriff „Matriachate“ aus dem Lateinischen „Mater“, die Mutter, und dem Griechischen Wort für „Arche“ zusammen. „Arche“ besitzt mehrere Bedeutungen, eine ältere – Anfang, Beginn – und eine jüngere – Herrschaft, Regierung. Matriachate im Sinne der älteren Bedeutung heißt: am Anfang die Mutter – eine Definition, die keinerlei Bezug zu Herrschaft oder Hierarchie enthält.

Im Gegensatz dazu bedeutet „Patriachate“ tatsächlich einen Dominanzanspruch und ist ein Begriff, der gesellschaftliche bzw. familiäre Unterordnung impliziert. Wenn in weiterer Folge von der patriarchalen Familie die Rede ist, dann ist die Herkunft des Familienverständnisses aus der Antike gemeint: Die eheliche Gemeinschaft im Haushalt des Mannes oder der väterlichen Sippe (Patrilokalität) und bis in die 1970er Jahre die rechtliche Patronanz des Ehemannes oder Vaters


 Familienhaus der
Minangkabau

über Frau und Kinder. Die Matriachatsforschung reicht rund 140 Jahre zurück und begann mit den Pionieren Johann Jakob Bachofen und dessen Werk „Das Mutterrecht“ sowie dem Begründer der modernen Ethnologie, Lewis Henry Morgan, der hauptsächlich indigene Völker untersuchte. Deren Erkenntnisse zeigten zum ersten Mal, dass historisch weltweit matriachale Gesellschaften die ersten Formen von Sozietäten überhaupt waren und patriarchalen Herrschaftssystemen



Wenn Zeit relativ ist

VON GEORG WERNHART



Wer kennt nicht den Anblick von Eltern mit kleinen schreienden Babies in der Öffentlichkeit? Sei es in Restaurants, in der U-Bahn oder beim Einkaufen. Wie sie versuchen, es zu trösten und man sie bedauert und denkt: „Um Gottes Willen, ist das anstrengend. Dauert das lang, bis der sich wieder beruhigt.“ Und schließlich: „Vielleicht sollte man sich das mit dem Kinderkriegen doch noch mal überlegen.“

Und dann hat man selbst einen kleinen Schreihals zu Hause und plötzlich merkt man, dass Zeit etwas sehr Relatives ist. Was Außenstehende (also Menschen so wie ich vor der Geburt unseres Kindes) als mühsamen und vor allem langwierigen Prozess des Babyberuhigens wahrnehmen, vergeht für einen selbst, sobald es das eigene Kind ist, wie im Flug. (Mühsam ist es immer noch!) Kaum hat man mit dem Kleinen im Arm ein paar Runden im Kinderzimmer gedreht und dabei „hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galopp“ gesungen, hat er sich auch schon wieder beruhigt und ist mit ein bisschen Glück sogar eingeschlafen. Erst wenn man nachher auf die Uhr schaut, sieht man, dass schon wieder zwei Stunden vergangen sind. Da kann es schon einmal passieren, dass die Freunde, die auf Besuch gekommen sind, sich schon still und heimlich verabschiedet haben, bis ich aus dem Kinderzimmer zurückgekehrt bin. Was mich auf den Gedanken gebracht hat, ob Einstein wohl gerade Vater geworden ist, als er seine Relativitätstheorie entwickelte.

Und wenn der kleine Mann schläft und die Eltern Zeit für sich haben, vergeht diese erst recht im Flug. Dies führt mitunter zu Dialogen wie diesen: Frau: „Komm, Schatz, schnell! Beeil dich endlich mit dem Kaffee kochen, damit wir noch rechtzeitig gemütlich bei Kaffee und Kuchen sitzen können, bevor er aufwacht.“ Mann: „Ja, mach ich ja. Aber die Kaffeemaschine spinnt schon wieder. Argh!“ Frau: „Schhh, du weckst den Kleinen!“

Um es kurz zu fassen: Wenn sich die Zeit relativiert, weiß Mann, dass er Vater ist. Nun ja, eigentlich wurde es mir erst richtig bewusst, dass sich wirklich etwas verändert hat, als ich, statt die Nachrichten im Internet zu lesen, nach Kackafarben von Säuglingen gegoogelt habe. Aber das ist eine andere Geschichte.

■ georg.wernhart@oif.ac.at

vorausgingen. Für Europa ist nachweislich die minoische Kultur (auf Kreta) jene, die historisch am längsten währte und erst rund 1400 v. u. Z. gewaltsam zerstört wurde. Es gibt zahlreiche Theorien, warum Matriarchate vielfach – in Europa gänzlich – ausgelöscht und durch Patriarchate ersetzt wurden. Heide Göttner-Abendroth (1991) geht davon aus, dass dies nur mit Gewalt, Krieg und Vergewaltigung vor sich gehen konnte.

Kaum bekannt ist aber, dass es bis heute zahlreiche matriarchal lebende Völker gibt, die vor allem in Amerika und Asien angesiedelt sind. Sie sind zuweilen bevölkerungsmäßig klein, können aber auch bis zu mehreren Millionen Menschen umfassen. Sie leben zumeist in entlegenen Gebieten, aber auch oft in unmittelbarer Nachbarschaft zu patriarchal organisierten Gesellschaften, deren Einflüssen sie häufig ausgesetzt sind.

Auf dem zweiten Weltkongress für Matriarchatsforschung stellte Dr. Barbara Alice Mann, vom Bären-Clan der Ohio Seneca Irokesen (USA) fest: „Für indigene Völker aus matriarchalen Kulturen ist es zutiefst demoralisierend, ihre Jahrtausende alte Geschichte ignoriert, unterschlagen oder von akademischen Stellungnahmen heruntergespielt zu sehen.“

Nach den Schätzungen Robert Briffaults war um 1800 noch ungefähr die Hälfte der damals bekannten „Naturvolksgruppen“ matrilinear organisiert. Neue anthropologische Studien gibt es etwa zu den Mosuo in China (Bubenik-Bauer 1998), den Kabylen – gemeinhin Berber genannt – in Algerien (Grasshoff 2007), den Minangkabau auf Sumatra, Indonesien (Göttner-Abendroth 1991) oder den Gesellschaften auf Yuchitan, Mexiko (Bennhold-Thomsen 1994).

Matriachale Gesellschaften implizieren alle Dimensionen des Lebens: die familiäre, die gesellschaftliche, die ökonomische, die politische und die spirituelle. Im Rahmen dieses kurzen Beitrages beschränke ich mich auf die Darstellung der familialen Ebene.

Heide Göttner-Abendroth erfasste matriachale Gesellschaften in Indien, Nepal, China, Tibet, Indonesien und Melanesien und analysierte deren matriachale Grundstrukturen. Allen matriachalen Gesellschaften eigen und auch heute noch an mutterrechtlich organisierten Gesellschaften zu beobachten, ist der Vorzug der Sippenbildung gegenüber der ehelichen Beziehung – die emotionale Basis war und ist die uterine Sippe, an erste Stelle tritt die Mutter, als die, von der man abstammt.



Eine Sippenälteste der Minangkabau

Am Beispiel der Khasi-Stämme in Assam (Ostindien) soll die Familienstruktur näher veranschaulicht werden (Göttner-Abendroth. 1991. 17ff). „Kha-si“ bedeutet „von einer Mutter geboren“. Das „geheimnisvolle Reich, in dem Frauen regieren,“ wie es bereits 1956 die Französin Gabriele Bertrand genannt hat, konnte sich seine matriarchalen Eigenheiten bis in die Gegenwart nur bewahren, weil die von den Khasi bewohnte Berglandschaft bis ins 19. Jahrhundert von äußeren Einflüssen weitgehend verschont geblieben war. Die verschiedenen Khasi-Stämme bestehen aus großen Familiengemeinschaften oder Clans, deren wichtigste Person die Sippenmutter ist. Sie ist die Verwalterin des gesamten Sippenbesitzes, des gemeinschaftlichen Hauses und des Landes. All dies erbt sie als Amtsnachfolgerin von ihrer Mutter, allerdings nicht als „Privatbesitz“, sondern als Verwalterin dieser Güter im Sinne des Wohlergehens der Sippe.

Die Khasi haben vollkommene Matrilinearität: Die Familienmitglieder erhalten den Namen der mütterlichen Familie und gehören nur zu dieser. Beim Tod der Mutter erbt die jüngste Tochter die Würde, Rechte und Pflichten des Sippenoberhauptes (Prinzip der Ultimogenitur). Hinzu tritt die Matrilocalität, die besagt, dass alle direkten Verwandten, männliche wie weibliche, auch wenn sie erwachsen sind, im Sippenhaus der Mutter wohnen bleiben. Frauen verlassen das mütterliche Clanhaus und damit ihre wirtschaftliche und soziale Sicherheit niemals. Die matriarchale Familie besteht zumindest aus drei Generationen und wird deswegen häufig als Clan bezeichnet. Entsprechend groß sind die sogenannten „Langhäuser“, die eine Länge von 100 m erreichen können, weil Sippenmitglieder kontinuierlich Anbauten errichten.

Die Männer sind als Söhne, Brüder oder Onkel mütterlicherseits im Haus der Sippenmutter daheim. Typisch ist die sogenannte Besuchsehe – die Männer leben weiterhin im Mutterhaus und besuchen ihre Ehefrauen lediglich nachts in deren Sippenhaus. Sie haben dort kein Wohnrecht. Ehegatten bilden also niemals eine ökonomische Einheit, daher gibt es keine wechselseitige finanzielle Abhängigkeit. So wie die eheliche Verbindung ohne großes Zeremoniell beginnt, so kann sie auch mit einer formlosen Scheidung enden. Es genügt eine einfache Geste des Nichtmehr-Mögens auf beiden Seiten, und die Partner trennen sich. Serielle eheliche Partnerschaften sind üblich, aber auch lebenslang andauernde Liebesbeziehungen sind möglich. So wie der Ehemann nicht dem hiesigen Verständnis eines Ehepartners entspricht, so wenig tut es die Vaterschaft, die als nachrangig gilt. Jeder Mann fühlt sich vielmehr als Mutterbruder mit den Kindern seiner Schwestern, also den Nichten und Neffen, eng verbunden, für die er als sozialer Vater Verantwortung trägt (Avunculat).

Wie in allen Matriarchaten besitzt der Mann repräsentative Funktionen nach außen, ist aber immer seiner Mutter oder Schwester und damit dem Sippenhaus verantwortlich. Der älteste Bruder der Sippenmutter ist ihr Helfer, Schützer und Delegierter nach außen. So ist auch die Funktion des Königs in historischen Matriarchaten zu verstehen, z.B. König Minos in der minoischen Kultur auf Kreta. Der König stellt dabei den Vertreter nach außen dar, der aber niemals autokratisch auftritt, sondern als Repräsentant der im Inneren der Sozietät hergestellten Entscheidungen.

Matriarchale Gesellschaften sind auch heute nicht so sehr „urdemokratisch“ (Engels 1946), sondern vielmehr „familiale Konsensgemeinschaften“. Die Entscheidungsfindung liegt bei allen Sippenmitgliedern. Sie wird von der Sippenmutter als Oberhaupt zusammengefasst und zum Abschluss gebracht und danach vom Mutterbruder im Rat des Dorfes oder der Stadt vertreten. ■

literatur

Bachofen Johann Jakob. 1975. Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Frankfurt am Main.

Engels Friedrich. 1946. Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen. Berlin.

Göttner-Abendroth Heide. 1991. Das Matriarchat II, 1. Stammesgesellschaften in Ostasien, Ozeanien, Amerika. Stuttgart-Berlin.

Malinowski Bronislaw. 1929. Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Milanesien. Frankfurt am Main.

Meier-Seethaler Carola. 1988. Ursprünge und Befreiungen. Eine dissidente Kulturtheorie. Zürich.

Die verlorene Kindheit

Kinderarbeit im 19. Jahrhundert am Beispiel Tirol

ZUSAMMENGEFASST VON RUDOLF KARL SCHIPFER



Ein von bäuerlicher Lebensweise geprägtes Land – so stellte sich Tirol im 19. Jahrhundert dar. Allerdings konnte die Landwirtschaft die Bevölkerung nicht im ganzen Land ausreichend ernähren. Die Armut zwang Bauernfamilien mit ihren Kindern daher zum Zuverdienst, beispielsweise im bäuerlichen Hausgewerbe, das jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen der Konkurrenz durch billige Massenwaren stark an Bedeutung verlor. Eine andere Möglichkeit zur Linderung der Not war die saisonale Arbeitsmigration: Männer wie Kinder gingen für mehrere Monate ins Ausland arbeiten. Ein Beispiel dafür sind die „Schwabenkinder“, die alljährlich nach Süddeutschland in den Dienst gingen. Aufgrund der wirtschaftlichen Situation war daher in Tirol für viele Menschen Kinderarbeit selbstverständlich, weil sie das Überleben sicherte. Das „Kapital des armen Mannes“ war somit die Arbeitskraft seiner Kinder.

Die Lebenssituation der Kinder im 19. Jahrhundert in Tirol war dadurch geprägt, dass sie bereits frühzeitig zu unterschiedlichen Arbeiten herangezogen wurden. Die Arbeit prägte die Sozialisation der Kinder, die ohne bewusste Trennung zwischen Kindheit und Erwachsensein erfolgte. Allerdings gab es Unterschiede je nach dem Status der Eltern. Je schlechter deren ökonomische Situation war, desto früher mussten die Kinder mitarbeiten.

Neun von zehn Kindern, die arbeiten mussten, waren im häuslichen Bereich und in der Landwirtschaft tätig. Im bäuerlichen Haushalt hatten Kinder primär Arbeiten in Küche und Wohnbereich zu verrichten. Dazu gehörten beispielsweise Wasser tragen, Geschirr und Wäsche waschen, allerdings ohne die heute selbstverständlichen Haushaltsgeräte und Reinigungsmittel! Wichtig war auch die Betreuung jüngerer Geschwister, denn Mütter konnten aufgrund ihrer großen Arbeitsbelastung Säuglinge und Kleinkinder kaum selbst versorgen. In der Landwirtschaft war für vorschulpflichtige Kinder das Hüten von Rindern, Schafen oder Ziegen die Hauptbeschäftigung. Wurden die Kinder älter, mussten sie auch anstrengendere Arbeiten wie Stall ausmisten, Vieh tränken und Viehfutter herrichten erledigen. Auch Feldarbeiten wie Zugtiere führen, säen oder Mist ausbringen mussten Kinder übernehmen.

Die Kinderarbeit in Industrie und Gewerbe spielte in Tirol eine zahlenmäßig eher untergeordnete Rolle. Begünstigt wurde sie in diesen Bereichen, neben der finanziellen Notlage der Eltern, durch die industrielle Entwicklung selbst. Kinder waren billige Arbeitskräfte für die im Aufbau und Konkurrenzkampf befindlichen Unternehmen. So wurden Kinder gerne in der Textilindustrie eingesetzt, aber auch in anderen Bereichen waren sie als Handlanger und Zureicher tätig. Berichte der Gewerbeinspektoren, die es seit 1883 gibt, dokumentieren das Ausmaß der Kinderarbeit. Beispielsweise arbeiteten in einer Seidenspinnerei unter 14-jährige Mädchen täglich 10,5 Stunden und im Baugewerbe hatten noch nicht einmal 10-jährige „Mörtelbuben“ pro Tag zehn Stunden Hilfsdienste zu leisten. Bei der Zündholzherstellung waren sogar schon sechsjährige Kinder eingesetzt.

Die von Pestalozzi verfochtene Elementarbildungsidee, mit dem Ziel einer umfassenden intellektuellen und handwerklichen Förderung der Kinder, stieß in Tirol auf besonderen Widerstand, einerseits aus kulturkämpferischen, andererseits aus wirtschaftlichen Gründen. Die Notwendigkeit, die Kinder arbeiten zu lassen, schien auf jeden Fall größer als die Einsicht, dass Kinder Bildung brauchen. In den letzten Jahrzehnten vor der Wende zum 20. Jahrhundert hat dann doch ein tiefgreifender Wandel in der Einstellung gegenüber Kindheit und Arbeit stattgefunden. Damit konnte sich die Vorstellung von Kindheit als einer wichtigen, psychisch und körperlich eigenständigen Lebensphase durchsetzen. ■

info

Kaser Julia. 2009. Das Kapital des armen Mannes. Kinderarbeit im Tirol des 19. Jahrhunderts. Wien. Studienverlag. ISBN 978-3-7065-4607-2

Das Buch ist im Handel oder über den Verlag erhältlich. www.studienverlag.at.



Gender Food

VON EVA DERNDORFER

Sie kocht, er grillt. Sie isst häufig Gemüse, er mag Fleisch. Sie sitzt beim Kaffeekränzchen, er am Stammtisch ... So ließe sich wohl eine stereotype Abhandlung über die Geschlechter beim Essen zusammenfassen. Die Realität ist freilich komplexer: Längst bevölkern etliche Männer den Herd (auch wenn andere dies nach wie vor kategorisch ablehnen), viele achten auf gesunde Ernährung. Und wo gemeinsame Familienmahlzeiten existieren, essen Männer nichts anderes als der Rest der Familie, wenn auch in unterschiedlichen Mengen und Proportionen. Selbst Essstörungen sind kein reines Frauenthema mehr – auch Burschen und junge Männer erkranken zunehmend daran. Welche Unterschiede bestehen also tatsächlich und in welcher Lebensphase?

Bei 2- bis 6-jährigen Kindern ist einer Befragung englischer Mütter zufolge die Neophobie – die Scheu, unbekannte Produkte zu kosten – unabhängig vom Geschlecht der Kinder.¹ Vorlieben für Lebensmittelgruppen scheinen hingegen bereits in jungen Jahren genderspezifisch zu sein. Eine Befragung von 4- bis 16-jährigen Kindern bestätigt, dass Mädchen Obst und Gemüse lieber als Buben essen, während letztere fettige und zuckerhaltige Produkte, Fleisch und Wurstwaren sowie Eier lieber als ihre weiblichen Peers verzehren.² Auch erwachsene Frauen verzehren im Durchschnitt mehr Obst und Gemüse und verzichten eher auf Fleisch. Rohkostfanatiker sind hingegen unter jungen Männern zu finden.³ Laut österreichischem Ernährungsbericht 2008 beeinflusst der Familienstand 18- bis 65-Jähriger deren Konsum von Kartoffeln, kohlenhydrathaltigen Speisen, Fleisch, Fisch, Salz, Zucker, Kaffee und Junk Food signifikant. Bei Männern scheint der Familienstand einen größeren Einfluss auf das Ernährungsverhalten zu haben als bei Frauen.⁴

Beim Konsum von Genussmitteln scheiden sich die Geschlechter ebenso. Frauen trinken sowohl absolut als auch relativ zur Energiezufuhr weniger Alkohol.⁴ „Craving“ – eine Art Heißhunger, der besonders oft mit Schokolade assoziiert ist – tritt bei Frauen jedoch häufiger auf. Deutliche Unterschiede gibt es auch im Snacking-Verhalten bei Stress. Ein amerikanisches Forscherteam untersuchte Männer, die durch unlösbare Buchstabenrätsel



gestresst waren, im Vergleich zu Männern, welche lösbare Aufgaben erhalten hatten. Allen wurden gesunde und ungesunde Snacks angeboten. Ohne Stress aßen die Männer mehr von den ungesunden Produkten⁵ – im Gegensatz zu Frauen, die einer vorhergehenden Untersuchung zufolge mehr M&Ms bei Stress und mehr Trauben im entspannten Zustand verzehrten.

Genderspezifische Unterschiede beim Essen sind u.a. gesellschaftlich bedingt – der soziale Druck, einem optischen Idealbild zu entsprechen, ist bei Frauen größer. Der weibliche Heißhunger auf Schokolade mag eine Reaktion auf Restriktion sein. Laut Ernährungsbericht⁴ sind bei Erwachsenen (18- bis 65-Jährigen) jedenfalls mehr Frauen (4%) als Männer (1%) untergewichtig, sowie weniger Frauen als Männer übergewichtig und adipös.

Gender Food ist also kein Mythos – auch wenn das anfangs skizzierte Stereotyp überholt ist und Ergänzungen bedarf. Nicht zuletzt gibt es neben dem Grillen eine weitere Kochtechnik, die männlich zu sein scheint: das Kochen mit flüssigem Stickstoff, der eine Temperatur von ca. 200° C aufweist und in der molekularen Küche eingesetzt wird. Ist Mann also Koch, dann wird's doppelt cool, wenn er mit Stickstoff hantiert. ■

Literatur:

- (1) Cooke L., et al. 2003. Relationship between parental report of food neophobia and everyday food consumption in 2-6-year-old children. *Appetite* 41: 205-6.
- (2) Cooke L., Wardle J. 2005. Age and gender differences in children's food preferences. *British Journal of Nutrition* 93: 741-746.
- (3) Zittlau J. 2003. Frauen essen anders, Männer auch. *Tabula* 4.
- (4) Elmadfa I., et al. 2009. Österreichischer Ernährungsbericht 2008. Wien.
- (5) Zellner D.A., et al. 2007. The effect of stress on men's food selection. *Appetite* 49 (3): 696-699.

Der kleine Unterschied

info

Dr. Eva Derndorfer ist Ernährungswissenschaftlerin und mehrfache Buchautorin.

eva.derndorfer@chello.at
<http://members.chello.at/eva.derndorfer/>
 Tel.: 0699.12265500

Mutterliebe auf dem Prüfstand

Annäherung an ein Tabu

VON SABINE BUCHEBNER-FERSTL

„Es gibt nur eine ganz selbstlose, ganz reine, ganz göttliche Liebe, und das ist die der Mutter für das Kind.“ schrieb einst der deutsche Schriftsteller Georg Ebers (1837-1898). Dieses Zitat beschreibt in recht prägnanter Weise ein Phänomen, das von Gaby Gschwend in ihrem Werk „Mütter ohne Liebe“ als Muttermythos entlarvt wird. Auch heute, mehr als 100 Jahre später, stellt die Existenz der uneingeschränkten, selbstlosen Liebe der Mutter zu ihrem Kind ein kaum in Frage gestelltes Ideal dar, das jedoch ein stark verzerrtes Bild der realen und wünschenswerten Beziehung zwischen Mutter und Kind wiedergibt.

In einfühlsamer und kompetenter Weise analysiert die Schweizer Psychologin und Psychotherapeutin Gabi Gschwend die fatalen Konsequenzen eines überhöhten, romantisierten Mutterideals, illustriert durch eingängige Beispiele aus der Literatur und aus der eigenen psychotherapeutischen Praxis.

Die Autorin kann auf eine Reihe von guten Gründen verweisen, den Muttermythos kritisch zu hinterfragen. So führt die Vorstellung der unerschöpflichen Mutterliebe zu einer Verdrängung und Verleugnung der negativen Seiten der Mutterschaft und ambivalenter oder auch negativer Gefühle. Die dem Muttermythos huldigenden Medien vermitteln – z.B. in Werbesendungen – ein Bild des Mutterseins als Hort reinen Glücks und permanenter Erfüllung, verschweigen jedoch beispielsweise die „Monotonie, die Einsamkeit und die gnadenlose Häuslichkeit, die mit der Kindererziehung einhergehen“. Gefühle der Frustration, Erschöpfung und auch der Wut lösen vielfach Schuldgefühle bei den Müttern aus, werden jedoch verleugnet und verdrängt, da sie nicht dem Bild einer „guten Mutter“ entsprechen. Dadurch verschwinden sie aber nicht, sondern äußern sich häufig in destruktiver Weise. Gemäß Gschwend können Lieblosigkeit und familiäre Gewalt als direkte Folge der Normen des Muttermythos resultieren. „Wenn ich meinen Hass nicht spüren durfte, dann konnte ich meine Liebe auch nicht spüren“, zitiert die Autorin eine Mutter.

Die Ansicht, dass Mutterliebe in der „Geschlechtsnatur“ der Frau verankert und die leibliche Mut-

ter immer für das Kind am besten sei – ein zentraler Bestandteil des Muttermythos – führt nach Gschwend jedoch auch zu einer Verdrängung und Verleugnung der Existenz von tatsächlich lieblosen Müttern.

Die Autorin beschreibt drei Arten von Müttern ohne Liebe, die durch Ablehnung und Distanzierung, seelische Ausbeutung sowie aktive Ausübung von Gewalt gekennzeichnet sind:

- Die ablehnend-distanzierte Mutter zeichnet sich durch eine umfassende Interesselosigkeit und mangelnde Anteilnahme am Kind aus, die zumeist auch mit körperlicher Ablehnung einhergeht. Es besteht wenig Bereitschaft, Bedürfnisse des Kindes wahrzunehmen und zu erfüllen und zumindest zeitweilig eigene Interessen zugunsten des Kindes zurückzustecken.
- Für die seelisch ausbeuterische Mutter dient das Kind vorwiegend der Befriedigung eigener Bedürfnisse wie jener nach Anerkennung und Bewunderung. Manipulation und Kontrolle werden eingesetzt, um Individualisations- und Autonomiebestrebungen des Kindes zu unterbinden. Die Mutter verwirklicht sich durch das Kind und geht gleichsam in ihm auf, was durch das Ideal der selbstlosen, hingebungsvollen Mutter ohne Eigeninteressen, das der Muttermythos vorgibt, gleichzeitig eine zynische Rechtfertigung erfährt.
- Körperliche und seelische Misshandlungen, Vernachlässigung und schließlich sexueller Missbrauch gehen auf das Konto der aktiv Gewalt ausübenden Mutter. Häufig spielen hierbei die eigene Lebensgeschichte, aber auch überfordernde und frustrierende Lebensumstände der Mutter eine Rolle.

Die durch den Muttermythos genährte Ansicht, eine Mutter sei in jedem Falle und zu jeder Zeit das Beste für ihr Kind, lässt darüber hinaus andere Betreuungspersonen gerade in den ersten Lebensjahren häufig als zweite und damit schlechtere Wahl erscheinen. Die Belastungen, die aus der daraus resultierenden weitgehenden Alleinständigkeit und -verantwortung erwachsen und

ein permanentes Hintenanstellen eigener Bedürfnisse und Interessen außerhalb des „Mutter-Kind-Kosmos“ erfordern, sind dabei der Beziehung zum Kind nicht unbedingt zuträglich. Zudem kann die Exklusivität der Mutter-Kind-Beziehung dazu führen, dass das Kind mangels anderer enger Bezugspersonen gleichsam in ein „Fürsorgevakuum“ fällt, wenn sich die Mutter – aus welchen Gründen auch immer – als distanziert, ausbeuterisch oder gewalttätig erweist.

Gaby Gschwend plädiert dafür, eine realistischere Sichtweise der Mutter-Kind-Beziehung einzunehmen und auch die Schattenseiten, die dem gesellschaftlichen Bild der „idealen Mutter“ nicht entsprechen, ins Bewusstsein zu heben und anzunehmen. Dazu gehören etwa negative Gefühle dem Kind gegenüber, die wohl jede Mutter in manchen Situationen verspürt, aber auch die Existenz „liebloser Mütter“, die nicht fähig oder bereit sind, ihr Kind bedingungslos anzunehmen.

Der Verzicht auf den Muttermythos stellt dabei sowohl für die Mutter als auch für das Kind einen Gewinn dar. Durch die Abkehr von der Tabuisierung und Verleugnung negativer Aspekte wird der Mutter eine fruchtbare Auseinandersetzung mit der eigenen Mütterlichkeit ermöglicht, die gleichzeitig auch das Bild der „schlechten Mutter“ relativiert und somit entlastend wirkt. Auf der anderen Seite kann die Abkehr von der Verklärung der Mutter-Kind-Beziehung auch die Augen dafür öffnen, dass destruktive Mutter-Kind-Beziehungen durchaus weit verbreitet sind. Gschwend erwartet von einer Durchbrechung des Muttermythos auch eine verstärkte soziale Kontrolle für das Wohlergehen der Kinder in Form einer erweiterten Zuständigkeit, da die Fürsorgeverantwortung nicht in so umfassendem Ausmaß an die Mutter delegiert werden würde.

Oggleich es sich um ein gesellschaftlich brisantes Thema handelt, verzichtet Gaby Gschwend in ihrem leicht lesbaren und prägnant formulierten Buch darauf, durch Provokation oder das Stilmittel der Ironie bei der Leserin und dem Leser punkten zu wollen. Sachlich und gut strukturiert geht sie auf Hintergründe, Auswirkungen und Alternativen zum Muttermythos ein. Das Buch regt dazu an, eigene explizite und implizite Einstellungen sowie Ideale und gegebenenfalls das eigene Muttersein zu reflektieren.

Als Fazit bleibt, dass die Mutter-Kind-Beziehung wohl in den allermeisten Fällen zwischen den



Das neue Buch der Psychotherapeutin Gaby Gschwend

beiden Polen der allumfassenden Liebe zu jedem Zeitpunkt einerseits und massiver Ablehnung und Destruktivität andererseits angesiedelt ist. Glück, Zärtlichkeit und das Gefühl der Verbundenheit finden darin ebenso Platz wie Enttäuschung, Wut und Frustration, die Vorstellung symbiotischer Verschmelzung ebenso wie ein ausgeprägtes Individuationsbedürfnis – mit einem Wort alle Facetten, die andere Liebesbeziehungen auch aufweisen. ■

buch

Gschwend Gaby. 2009. Mütter ohne Liebe. Vom Mythos der Mutter und seinen Tabus. Bern: Hans Huber Verlag. ISBN 978-3-456-84740-5

Das Buch ist im Handel oder über den Verlag erhältlich. www.verlag-hanshuber.com

termin

Wie wird Deutschland familienfreundlich?

Wissenschaftliche Erkenntnisse – Gesellschaftliches Handeln

Im Rahmen einer bundesweiten Fachtagung zur Familienfreundlichkeit in Deutschland sollen auf der Basis wissenschaftlich-fachlicher Erkenntnisse Perspektiven für mehr Familienfreundlichkeit in Deutschland entwickelt werden. Dabei stehen zwei Fragestellungen im Vordergrund: Wo liegen Chancen für Kinder? Wie können Eltern entlastet werden? Die im Jahr 2007 begonnene Veranstaltungsreihe wird mit dieser Tagung fortgesetzt und dient dazu, über Entwicklungen auf dem Weg zu mehr Familienfreundlichkeit in Deutschland ins Gespräch zu kommen und Impulse für familienfreundliche Rahmenbedingungen zu geben. Die Tagung wird von der Familienforschung Baden-Württemberg in Kooperation mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart durchgeführt und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert.

Datum: 24. und 25. November 2009
Ort: Stuttgart
Veranstalter: Familienforschung Baden-Württemberg, www.faf0-bw.de



Essalltag in Familien

Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum

In diesem Band werden erstmals berufsgruppen- und milieuspezifische Befunde einer systematischen Analyse der Zeitbudgets, Mahlzeitenmuster und Strategien zur Organisation der familialen Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum vorgestellt. Die Studie basiert auf einem ökotrophologischen Ansatz und fügt repräsentative Zeitbudgetdaten und detaillierte qualitative Fallanalysen zu einem umfassenden Bild der Ernährungsversorgung in Familienhaushalten zusammen. Es wird deutlich, dass die derzeit im öffentlichen Raum vorhandenen Strukturen und Angebote zur Entlastung und Unterstützung der Ernährungsversorgung in Familien mit berufstätigen Eltern weder in quantitativer noch qualitativer Hinsicht ausreichen.

Literatur: Leonhäuser Ingrid-Ute, Uta Meier-Gräwe, Anke Möser, Uta Zander und Jaqueline Köhler. 2009. Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. ISBN 978-3-531-16053-5, www.vs-verlag.de

termin

Podcast & Flash Award 2010

Nur ein Augenblick Familie

Auch kommendes Jahr findet wieder der Podcast Award Austria & Alpe Adria, diesmal zum Thema „Nur ein Augenblick Familie“, statt. Kreative Talente sind aufgefordert, Podcast-Beiträge zu liefern. Der Veranstalter TOC, der Verein zur Durchführung österreichischer Wissensereignisse und des Wissenstransfers zwischen Schule, Universität und Wirtschaft im IT- und Businessbereich, will einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Thema „Schule und Universität im Spannungsfeld der Kreativität und Technologie“ auf den Gebieten Audio, Video, Bild und Animation setzen. Zur Teilnahme eingeladen sind Schüler, Lehrlinge und Studenten aus Österreich, Südtirol und Bayern zwischen 6 und 21 Jahren.

Anmeldung: ab sofort bis zum 21. April 2010
www.PodcastAward.EU, Telefon: +43.7235.63923999
Veranstalter: TOC • Team Organisatoren Contests

impressum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) der Universität Wien | 1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek | **Kontakt:** E-Mail: beziehungsweise@oif.ac.at
Fotos: H. Göttner-Abendroth (S. 1, 3) | G. Wernhart, Ch. Geserick (S. 2) | Studienverlag (S. 4) | A. Baierl (S. 5) | H. Huber (S. 7) | VS Verlag (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien

DVR: 0065528
Österreichische Post AG | Sponsoring, Post | Verlagspostamt: 1010 Wien
Zulassungsnr. 02Z0318205